

Selbstbewusst am Rand

Eine Architekturreise durch Spanien



Der Blick aus der Gemeinschaftsloggia des Wohnhochhauses in Madrid-Sanchinarro zeigt die Art des Umfelds, gegen die Architektur bestehen muss. Gesichtslose Blöcke, erschlossen durch überbreite Straßen, befriedigen den rasant gestiegenen Bedarf an Wohnraum – in der andalusischen Küstenstadt Rota nicht anders als im 1100 Kilometer entfernten León.

Foto: Michael Kasiske, Berlin

In wirtschaftlicher Hinsicht ist Spanien das exakte Gegenteil von Deutschland. Die Wirtschaft prosperiert unaufhaltsam, und noch ist ein Ende des Booms nicht abzusehen. Seit dem Beitritt Spaniens zur Europäischen Union im Jahr 1988 ist das durchschnittliche Einkommen der Bevölkerung rasant angestiegen. Gleichzeitig ist zu beobachten, dass sich die traditionelle spanische Großfamilie zunehmend auflöst und immer mehr Paare, Kleinfamilien und Singles eigenen Wohnraum beanspruchen: In einem aus deutscher Sicht unglaublichen Ausmaß werden in Spanien Wohnungen gebaut. Auch die öffentlichen Kassen, sei es auf nationaler, regionaler oder kommunaler Ebene, sind dank stetig fließender Steuereinnahmen bestens gefüllt. Unterstützt durch reichlich Fördergelder der EU, sind so die Mittel vorhanden, um getreu dem Geist eines vereinigten Europas auch im traditionell zentralistisch regierten Spanien die Regionen durch den Ausbau der Infrastruktur zu stärken. Entsprechend umfangreich sind die Bauaufgaben. Architekten brauchen sich in Spanien derzeit kaum Sorgen um Aufträge zu machen. Neben Verkehrsprojekten stehen nach den meist um 1990 herum errichteten Gebäuden für die Bezirksregierungen und -parlamente besonders Kultur- und Bildungseinrichtungen im Mittelpunkt. Die ge-

schlossene, oftmals historisch wertvolle Struktur spanischer Städte rückt dabei zwangsläufig die Peripherien ins Blickfeld. Neu gegründete Museen wie das Museum für zeitgenössische Kunst in León oder Hochschulen wie die neue Universität in Ponferrada siedeln sich hier an – ein Phänomen, das sich auch im England der sechziger Jahre zeigte, als der Bildungssektor des Landes expandierte, und das im Brutalismus und High-Tech seinen Ausdruck fand. Was damals wie heute als Reaktion auf die Gesichtslosigkeit der Stadtränder zu verstehen ist: Wer hier baut, will Zeichen setzen, um seine Position in sozialer wie städträumlicher Hinsicht zu markieren. Dies gilt auch für den öffentlichen Wohnungsbau. Von einer Situation, die so anders ist als bei uns, wollten wir uns selbst ein Bild machen. Wir haben deshalb nicht wie üblich unsere Autoren vor Ort gebeten, die fraglichen Projekte zu besuchen, sondern sind selber von Stadt zu Stadt gefahren. Unsere Reise durch das Spanien jenseits der bekannten Urlaubsorte nahm ihren Anfang im Süden Andalusiens, am Rande der Kleinstadt Rota, zwischen einer frisch asphaltierten Landstraße und Geschosswohnbauten aus dem letzten Jahrzehnt. Gegenüber, auf der größten US-Marinebasis in Europa, wurde hinter einem Gitterzaun Golf gespielt. Die für

Stadtränder so typische territoriale Gleichzeitigkeit unzusammenhängender Dinge begleitete uns bis zum Schluss der Fahrt mehr als tausend Kilometer nördlich im Zentrum Kastiliens am MUSAC in León, zwischen neuen Wohngebäuden mediokrer Qualität und einer hoch frequentierten Ausfallstraße. So etwas wie „stilistische“ Tendenzen aktueller spanischer Architektur lassen sich schwer ausmachen, zu vielfältig sind selbstverständlich auch hier die internationalen Einflüsse. Eine Besonderheit ist sicher die Art, mit außerordentlich abstrakt strukturierten Fassaden zu arbeiten. Sei es das kräftige Relief auf den Betonplatten der Konzerthalle in Mérida, seien es die vielen unterschiedlichen Verkleidungen des Wohnhochhauses in Madrid-Sanchinarro, sei es das ausgelassene Farbspiel am MUSAC in León – die im europäischen Ausdruck verwurzelte spanische Architektur verarbeitet seit über tausend Jahren die üppige Bauplastik der islamischen Kultur und ist bis heute reich in

ihrer formalen Ausprägung. Viel auffallender und auch aufschlussreicher aber ist, dass bei allen Neubauten, die wir besucht haben, der wenig inspirierenden Lage am Rand der Städte mit großem Selbstbewusstsein begegnet wurde. In keinem der Fälle hatten die Architekten versucht, die Peripherie zu negieren, „Innenstadt zu spielen“ oder zu verharmlosen. Stattdessen wählten sie ohne Scheu vor Größe einen Maßstab, der in einer Umgebung ohne wirklichen städtischen Kontext bestehen kann. Die Unmöglichkeit, sich mit der Nachbarschaft stadtraumbildend auseinander zu setzen, wurde als konzeptionelle Herausforderung angenommen: Freiräume ließ man von den Solitären selbst bilden oder holte sie einfach ins Gebäude herein. Bei Mansilla und Tuñón „umarmt“ das MUSAC seinen eigenen Vorplatz, den Außenraum der Konzerthalle in Mérida verlegten Nieto und Sobejano auf die große Terrasse im ersten Obergeschoss, und bei den Sozialwohnungen in Rota integrierte Guillermo Vázquez

Consuegra halbprivate Patios in die Blockrandbebauung. Auf die Spitze getrieben haben dieses Prinzip Blanca Lleó und MVRDV mit ihrem Wohnhochhaus in Madrid: Der mit grauem Kunstrasen belegte Freiraum wurde einschließlich Kinderspielplatz ins 13. Obergeschoss verlegt und die ursprünglich dafür vorgesehene Grundstücksfläche kurzerhand dem öffentlichen Stadtraum zurückgegeben. Dieses eigenständige Fortschreiben städtebaulicher Texturen am Rande der Stadt könnte hoffnungsvoll stimmen, dass Architektur auch in Zukunft authentisch bleibt. Vielleicht ist es diese bei allen Projekten zu findende Konsequenz, mit der starke Konzepte realisiert werden, was man als „typisch“ für spanische Architektur bezeichnen kann. Zum Bild aktueller Baukultur auf der Iberischen Halbinsel gehört leider aber auch, dass die Schere zwischen guter und anspruchsloser Architektur erschreckend auseinander klafft; so etwas wie einen „qualitätvollen Durchschnitt“ gibt es nicht.

